

DEJAVU (LADAKH)

von **Sebastian** Marseiler

Draußen Suppe. So was nennt sich also Sichtflug. Die Propeller der Maschine quirlen sich durch die Nebelwolken. Die alte Maschine rittelt und schüttelt wie ein Gebrauchtwagen. Im Hinterkopf pochen Schreckensnachrichten, Bergstürze, Straße zu, Pässe verschneit, Vermißte, Tote. Und draußen Suppe für den Sichtflug. Anflug auf Kullu, Himalaya.

Plötzlich Sturzflug und endlich etwas zu sehen unter, besser neben uns: Bergflanken, herabstürzende Wasser, Terrassenfelder, ein reißender, lehmiger Wildbach höchstens 2 Meter unter uns. Wir versuchen zu landen, sagt die Stewardess. Weiß sind die Nasenspitzen des Inderehepaares neben uns.

Da stehen wir nun. Der Monsun schaufelt fette Regenwolken hinauf zum Himalaya. Eine dunkle Regenwand wälzt sich von den Bergen herab. Sieht schlecht aus für ein Weiterkommen über die Pässe hinauf nach Leh, Ladakh, die Schreckensmeldungen von Delhi scheinen sich zu betätigen: die Straße ist zu, und wir hängen fest in Manali. Vier Tage herumfragen, warten, bis wir endlich frühmorgens auf halsbrecherischen Pfaden quer durch Bergstürze den Bus erreichen, der als erster die Fahrt nach Leh wagen wird.

Die Zeltplane knallt im Sturmwind, in die kurzen Windpausen rieselt Schneeegraupel. Es ist eine saukalte Nacht auf viertausendsiebenhundert Meereshöhe, knapp unter den Paralatscha-La. Im Magen rumort der kalte Reis des schlampigen Abendessens, der Kopf dröhnt: Höhenkrankheit. In der Erinnerung läuft als

Endlosfilm der vergangene Tag, die Fahrt im Bus. Rotang-Paß, Lahaoli-Tal. Der Bus fährt durch Wildbäche, Busrafting frotzelt jemand. Wir steigen aus, der Bus quält sich haarscharf an einem Absturz vorbei. Winzige Terrassen mit Kartoffeln oder Erbsen, an steile Abhänge geklebt. Halsbrecherisch die Straße, über- und unterspült von herabstürzenden Bächen. Tief unten der reißende Fluß. Vor den Dörfern die ersten Tschörten, Weidenhaine mit flachgedrückten Kronen, geborstenen Ästen. Die hat der Neuschnee plattgedrückt, sage ich zu meiner Freundin, doch, doch, das passiert in den Bergen, auch im Sommer. Zum Greifen ist nah die andere Talseite mit Gletscherbrüchen und Wasserfällen. Bewässerungskanäle zeichnen Vegetationsstriche in den Steppenhang. Wie bei uns. Sonnenberg und Nörderberg, Steppenvegetation, weidende Ziegen, ein kleiner Hirt. Ein déjà vu. Bin ich der kleine Hirt? Draußen fetzt der Sturm. Es ist saukalt am Paralatscha-La.

Der zweite Tag führt durch eine gewaltige Hochgebirgslandschaft, doch die Gletscher hängen meistens in den Wolken. Irgendwann laufen tibetische Wildesel mit dem Bus um die Wette. Dann wieder Serpentinien rauf, Gebetsfahnen, Steinpyramiden, Serpentinien abwärts. Plötzlich schiebt sich wohltuend sattes Grün ins Blickfeld, der süßliche Duft reifender Gerste streicht durchs Fenster, Tschörten stechen in einen tiefblauen Himmel: wir sind im Ladakh.

Massig erhebt sich die Halbruine der Königsburg über dem Hauser- und abenteuerlichen Kabelwirrwarr der Stadt. Ein Schleichpfad führt durch die verwinkelte Altstadt zu ihr hinauf, doch zuerst sind die aufdringlichen Kaschmiris mit ihren Souvenirläden abzuwimmeln, muß der Kopf in Durchgängen tief eingezogen werden. Es riecht nach Mist - der auf den Dächern trocknet - nach Kleinvieh und mitunter nach Fäkalien: man stimmt sich ein auf den Besuch der Residenz eines Bauernkönigtums. Die Räumlichkeiten verraten nichts von ihrer früheren Bestimmung, nur der Ausblick, der ist königlich: im Süden gleißen die Gletscher der Bruce Range, zu Füßen breitet sich die Stadt Leh aus, eingefasst von grünen Terrassen, die abrupt abgelöst werden von

wüstenhaftem Odland. Nordjemen fällt mir ein, dazu passen aber nicht die rhythmischen Melodien zweier Frauen, die in Körben Lehmerde wegtragen und über die Mauer schütten. Man singt im Ladakh bei der Arbeit, ich werde das noch öfter erleben. Ein Junge zeigt uns den Tempel, mich interessieren die Masken und vor allem die heiligen Schriften, die in einem großen Schrank gelagert sind, ihn interessiert unser Reiseführer, er schaut die Bilder an, ein Mann kommt dazu, sie kennen die Ortschaften, sie nennen die Klöster, in denen die abgebildeten Statuen stehen. Hier hat das Buch, hat das Bild noch einen enormen Wert, so muß es bei uns im Mittelalter gewesen sein. Und da ist sie wieder, die Erinnerung an die archaische Welt meiner frühen Kindheit, an meinen Großvater, der sich die Hände wusch, bevor er ein Buch in die Hände nahm.

Was bleibt zu sagen von Leh? Die Stadt ist in einer unguten Schwellensituation, stinkender Verkehr auf den Hauptstraßen, viel verlogener Adventure-Tourismus, Ramsch und Ausverkauf traditionellen ladakhischen Kunsthandwerks, schnelles Geld und entsprechende Typen, Ladakhi-Frauen am Straßenrand mit frischem Gemüse, die winzigen Backstuben in der Altstadt, alte Männer mit Gebetsmühlen, das Rauschen der Wasserkanäle und der Zivilisationsmüll darin, daß man wütend werden könnte.

Die Kindheits-Erinnerung als Tangente, gezogen an den Kreis einer fremden Welt, und unvermittelt werden Parallelen daraus: Monche kommen auf den Hof, verteilen geweihte Kräuter, sammeln Butter und Schmalz (und man gibt ihnen das/die ranzige), man kennt die Klosterfeiertage, an denen man ins Kloster pilgert; ein Ablass ist damit verbunden, soundsoviel Vaterunser oder Rosenkränze, und deine Sünden sind dir vergeben.

O mani padme hum: die Gebetsmühlen am Aufgang kommen heute nicht mehr zum Stillstand. Kloster Tikseh feiert seine Mysterienspiele. Halb Ladakh ist auf den Beinen, pilgert die Serpentin des Klosterberges hinauf, festlich geputzt, viele Frauen mit ihrem prächtigen Perak, dem türkisbesetzten Kopfschmuck, tragen Kleinkinder auf dem Rücken, denen sie die rot

aufgesprungenen Wängelchen mit Yakbutter eingefettet haben. Der Andrang ist gewaltig. Ich blicke in die Gesichter der Menge: hunderte von Augenpaaren, aus großflächigen Gesichtern blickend, verfolgen die prunkvollen Tänze, die Gebetszeremonien. Es riecht nach Wolle, nach ranziger Butter, nach Herdfeuer und Rauch, nach frischen Bergkräutern; ich schließe die Augen, und ich vermeine die Bergersleut' meiner frühen Jugend beim Hochamt zu riechen.

Wir erleben dasselbe Kloster später bei einer Puja, einer Morgenandacht. Im voraus weiß ich, wie es sein wird. Es wird zum Morgengebet gerufen werden, der Gebetsraum wird sich allmählich füllen, ein Mönch wird den Gesang anstimmen, helle Knabenstimmen werden einfallen in den wiegenden Singsang der Männer. So ist es. Wir sind nur wenige Touristen, denen der Mönch hinten neben dem Eingang die Plätze zuweist, Langgezogene Töne aus rituellen Blasinstrumenten rufen zur Morgenandacht, barfußschlurfen die Mönche herein, nehmen Platz im Lotussitz, leichtfüßig tippeln die Knaben, rangeln um die Plätze, werden vom Aufseher zurechtgewiesen. Der Gesang hebt an, er wiegt uns ein, trägt mich fort; Magnificat anima mea dominum sangen wir kleinen Lateinschüler in jenem Kloster in den Bergen auf fast vierzehnhundert Metern, ärgerten uns über die Monche, die so langsam sangen, verteilten Rippenstöße oder traten uns gegenseitig auf die Zehen, weil wir es kaum erwarten konnten, endlich unsere heißgeliebte gerstene Brennsuppe zu löffeln. Der Wechselgesang verebbt, schwingt irgendwo im Körper noch nach, während Knaben riesige Karaffen mit heißem Tee hereinschleppen. Teeschalen fiillen sich, Säckchen machen die Runde, Gerstenmehl, Tsampa, wird in den Tee geschüttet, und ein ganz prosaisches Schmatzen und Schlurfen hebt an. Andächtiger und inbrünstiger noch als beim Gebet. Die Kleinsten unter Mönchen schnattern und schwatzen und schneiden sich Grimassen, bis sie der Aufseher mit schneidender Stimme ermahnt. Dann wieder wiegender Wechselgesang. Wie damals. Geheimnis der Lotosblume oder Lob des Herrn: näher scheint der Himmel in den Bergen.

Wanla liegt am Fuße des Klosterhügels etwas abseits vom Fluß, der mit seinem smaragdrünen Schmelzwasser schnell vorbeirauscht. Wir haben unser Zelt im Aprikosenhain aufgeschlagen, die Früchte fangen erst an, sich leicht gelblich zu verfärben - sonst hätte man uns den Platz auch nicht zugewiesen. Wir sind auf dem Trekk von Lamayuru nach Alchi: wir wollen das Land zu Fuß erleben.

Fröhlich grüßt man sich mit „Julee,julee!“, Kinder kommen neugierig angelaufen, die frecheren betteln um Bombons, strecken herrlich schmutzige Händchen vor, die Gesichter verschmiert und die Haare struppig wie kleine Scheuerbürsten. Viel Wasser werden die nicht sehen. Falsch, wenig weiter ist eine Mutter gerade dabei, ihre zwei Kleinsten einer Generalreinigung zu unterziehen, Mit fröhlicher Gelassenheit wird geschrubbt und begrüßt, julee: eine herzwarme Freundlichkeit, mit der die Menschen sich hier untereinander begegnen, auch dem Fremden gegenüber. Manimauern, bedeckt von Steinen mit heiligen Zeichen, stehen vor Behausungen; die Manisteine schützen die Menschen, machen sie so freundlich, so gut, sagt die Freundin. (Und wir wünschen den La-dakhis viele starke Manimauern gegen den Einbruch der westlichen Welt.) Manimauern gehören zum Beeindruckendsten dieses Landes: sie stehen in den Ortschaften selbst, empfangen den Besucher am Ortseingang, ziehen sich einige hundert Meter hin durch das my-stische Nichts der ausgedörrten, sonnenversengten Mondlandschaft, die Krone aus sorgsam behauenen Steinen mit heiligen Sil-ben, dem Winde ausgesetzt. Was bringt Menschen dazu, eine großart-ige mystische Architektur in ein unwirtliches Nichts zu setzen, in unzähligen Arbeitsstunden Steine zusammenzutragen und aufzuschichten, dafür ein Vielfaches an Energie einzusetzen als für Hausbau und Feldbestellung? Die Manisteine schützen die Menschen, sagt die Freundin.

Mit kräftigen Pinselstrichen trägt die Natur die Farben auf: purpurrote Felsbrüche, türkisfarbenes Wasser des Wildbachs, intensives Grün der Felder, wie flackernde Kerzen das Blätterglitzern der Pappeln. Und über allem in tiefstem Samtblau ein wolkenloser

Himmel. Wir wandern in der frischen Luft, kommen an Gehöften vorbei, julee, julee, ein Lächeln, folgen dem Wasserlauf des Bachs hinauf. Kinder stellen sich ein zur Mittagsrast, zeigen eiternde Wunden, sie wissen, die Fremden haben Medizin. Die Freundin verarztet sie, so gut es geht, ermahnt sie, die Wunden sauber zu halten, mit dem Erfolg, daß die Kleinen einige Zeit versichtig herumhoppeln, bis sie Wunde und Ermahnung glücklich vergessen und mit frisch verarztem Füßchen wieder voll in Lehm und Wasser steigen. Aber sie vergessen nicht, sich zu bedanken, ein Mädchen schenkt uns eine Handvoll junger Erbsen.

Immer wieder führen kleine Wasserläufe weg vom Bach, die Iurà, Bewässerungsrinnen, Waale in der Terminologie meines Tales. Vieles gleicht sich, der Pflanzenwuchs, die Vegetationsstriche, welche die Wasserläufe in den Hang zeichnen, der sorgsame Umgang mit dem Wasser überhaupt, der zu festen Regeln führt. Dorfgemeinschaft wählt einen Aufseher, den Churpon, der die Wasserfolge und Wassermenge regelt; den Haushalten steht wöchentlich eine bestimmte Wassermenge zu, in der sie das kostbare Naß vom Hauptkanal weg auf ihre Felder leiten dürfen. Bewässert wird im Hochsommer auch in der Nacht: in der mondhellen Augustnacht sehe ich draußen auf den Terrassen kleine Punkte sich hin- und herbewegen, Menschen beim Bewässern. Im Rauschen des Iurà verschmilzt die Erinnerung mit der Gegenwart: ja nicht zu viel Wasser in einem Schwall ins Getreidefeld und Vorsicht, es ja nicht zu lange an derselben Stelle rinnen zu lassen, sonst rutscht der Hang ab. Warum ich das so genau weiß, fragt die Freundin: ich habe diese Arbeit von meinem Vater lernen müssen, droben auf dem steilen Berghof am Sonnenberg. Wir verstehen uns bestens, die Frau, die ihr Erbsenfeld bewässert, und ich, nur über Gesten, wichtig und genau die Arbeit, ja hier am Rand hat's trocken, aber es ist schwer, das Wasser hinzuleiten, eben. Ich darf ein paar junge Winterrettiche ziehen (die ich natürlich bezahle) für ein Reisgericht: die Rettiche machen den Reis so scharf, daß es uns die Zehennägel aufringelt.

Tseringa, unser Horseman, bietet als Abhilfe Chang

an, Gersten-bier, das beim ersten Schluck schmeckt wie eingeschlafene Füße, dann aber immer besser mundet - mir zumindest. Unser Rastplatz ist eine Idylle. Im kleinen Staubecken spiegeln sich die Berge im Abendlicht, der Tagmond steht hoch über den Tschörten, Ziegen ziehen heim in den Stali hinunter ins Dorf, vom Tarla, vom Paß herab streicht ein kühler Wind. Morgen in aller Früh müssen wir hinauf auf über fünftausend. Trotz rumorender Rettiche.

Tar-La. Gewaltig ist die Schönheit dieser lautlosen Landschaft: im Norden die weißen Gipfel des Karakorum, ebenmäßig, endlos scheinend, zu unseren Füßen Flächen, Zacken, Linien, Schluchten; winzig tief unten ein verlorenes Grün, trotziges Zeichen menschlicher Existenz. Zerfetzte Gebetsfahnen flattern im Wind.

Der Abstieg vom Paß nimmt kein Ende, der Steig ist bald nicht mehr da, weggerissen vom Wildbach, in dessen Geröllbett wir abwärtsstolpern, bis wir wieder seitwärts ausweichen müssen bei stufenartigen Felsabstürzen. Intensiv begleitet uns der Duft von Wermut, von blühenden Heideröschen, überhaupt finden wir hier alte Bekannte, Anemonen und Fingerhut, Tamarisken und wilde Stachelbeeren. Rebhühner flüchten unbeholfen tapsend ins Gebüsch, wir haben kaum noch ein Auge für die Schönheiten, wollen nur noch Rast. Nach über zwölf Stunden schlagen wir endlich unser Zelt neben dem Gehöft einer Nonne auf, die gerade ihre Ziegen in den Stali treibt. Dann gibt es Butterttee und Zampa, Gerstsuppe. Kein Kommentar zum Geschmack, nur soviel: Wenn man einen ganzen Tag lang geschwitzt hat, verlangt der Körper nach etwas Salzigem, und die spröden Lippen möchten gefettet sein. Der ge-salzene Butterttee bietet beides - auch wenn die Geschmacksnerven rebellieren. Der Wildbach rauscht uns in den Schlaf.

Ein Iurà, ein Waal, nimmt uns auf, führt uns behutsam nach Mangyu. In der Abendsonne steht eine Reihe von Tschörten, die lange Schatten werfen. Sonn- und Schattenzeichen haben bei Bergvölkern liberali auf der Welt die Funktion von Kalendern. Richtig, auch hier steht eine schlanke Steinpyramide, ein „Steinmannl“,

wie ich es aus den Bergen meiner Südtiroler Heimat kenne. Ihr Schatten ist der Zeiger einer natürlichen Sonnenuhr, in den Dörfern des Vinschgaus regelte er die Verteilerfolge des Bewässerungswassers - die Welten gleichen sich - hier in den ladakhischen Dörfern erfahre ich, daß der Punkt, auf den der Schatten fällt, den Beginn bestimmter Feldarbeiten bezeichnet; Pflügen, Säen, Ernten, Dreschen. Zeigt die Sonne den richtigen Stand, wird ein Astrologe befragt und zur Aussaat lädt man Monche ein: meine Großmutterbefragte dazu den Bauernkalender nach günstigen Sternzeichen, wehe, die Kartoffeln wurden unter dem falschen Zeichen gesetzt!

Wie wir ankommen in Alchi, empfängt uns rhythmischer Wechselgesang, immer zwei kurze Melodien, Ohrwürmer, die wir bald mitsingen: eine Großfamilie hockt im Weizenfeld und schneidet das Getreide; im Schatten eines Aprikosenbaums sind Felle ausgebreitet, wartet ein großer Plastikkanister Chang auf durstige Kehlen. (Auch die meine ist durstig und bekommt etwas ab.) Abends werden sich die Leute zusammen efinden, werden Unmengen von Chang trinken, singen und tanzen. Und richtig, wie wir bei Kerzenlicht im Guesthaus sitzen, trägt uns der Wind Singen und Lachen zu.

Weniger idyllisch das Verhalten der Kinder mit ihrem „give pen“ oder Betteln nach Bonbon: die Negativwirkungen des Tourismus zeigen sich zuerst immer bei den Schwächsten, bei den Kindern, an der Natur, bei den armen Schluckern; das große Geld machen die Großen. So war und ist es bei uns in den Alpen, ich fürchte, so wird es sein im Ladakh.

Das tibetische Ta-sche-de-lek heißt sinngemäß alles erdenklich Gute. Ta-sche-de-lek Ladakh.